

Lars Hochmann
*Das Imaginäre
der Unternehmung*
Eine reflexive
Theorie der
Transformation



Das Imaginäre der Unternehmung

Lars Hochmann ist Professor am Institut für Ökonomie der Cusanus Hochschule für Gesellschaftsgestaltung in Koblenz.

Lars Hochmann

Das Imaginäre der Unternehmung

Eine reflexive Theorie der Transformation

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Zugleich Habilitation an der Fakultät II der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Der Druck wurde finanziell unterstützt mit Mitteln der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.
ISBN 978-3-593-51532-8 Print
ISBN 978-3-593-44974-6 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.
Copyright © 2022 Alle Rechte bei Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Illustrationen im Innenteil: Charlotte Hammes
Gesetzt aus der Garamond
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe GmbH ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985-2104-1001).
Printed in Germany

www.campus.de

»To expect truth to come from thinking signifies
that we mistake the need to think with the urge to know.«

Hannah Arendt

Inhalt

Heranführung: Wirtschaft für das Leben	11
Die Konstitution der Ökonomie	18
Die versinnlichte Wissenschaft.....	19
Die reflexive Wissenschaft.....	25
Der Aufbau der Untersuchung.....	32
Der methodische Zugang	33
Das spiralargumentative Vorgehen	35
1 Die Angleichung	37
1.1 Die Abspaltung der Wirtschaft.....	41
1.1.1 Die außengesteuerte Gestaltung.....	41
1.1.2 Die disziplinäre Desensibilisierung.....	44
1.2 Die Naturalisierung der Wirtschaft	46
1.2.1 Das abstrakte Problem	46
1.2.2 Die geschichtslose Gesellschaft.....	49
1.2.3 Die imaginäre Bedeutung	51
2 Die Zurichtung.....	55
2.1 Die Entsinnlichung der Gesellschaft	57
2.1.1 Die übersteigerte Rationalisierung	58
2.1.2 Der unterdrückte Sinn.....	61
2.1.3 Die schutzbedürftige Natur	63
2.1.4 Die berechenbare Natur.....	67
2.1.5 Der unternehmerische Fieberwahn	73

2.2	Die Abspaltung von der Natur	77
2.2.1	Das verbegrifflichte Anthropozän.....	77
2.2.2	Die menschenleere Natur	80
2.2.3	Die naturlosen Menschen	85
3	Die Abwendung	91
3.1	Die Entstehung der Gleichgültigkeit.....	95
3.1.1	Die performative Abstraktion	96
3.1.2	Die unterrichtete Performanz.....	99
3.1.3	Die konstruierte Ferne.....	101
3.2	Die Methode der Selbstknebelung	106
3.2.1	Die ausgeblendete Ambivalenz.....	109
3.2.2	Die sprachlosen Ideologien	113
3.2.3	Die rekursive Affirmation	118
4	Die Zuwendung.....	127
4.1	Die Befreiung des Denkens.....	131
4.1.1	Die kleinen Ideen	135
4.1.2	Die ermöglichende Kritik	138
4.2	Die Repolitisierung der Ökonomie	146
4.2.1	Die ideengeschichtliche Besinnung.....	147
4.2.2	Die imaginäre Öffnung.....	156
4.2.3	Die kulturellen Bewältigungsstrategien	160
5	Die Entfaltung	165
5.1	Die Gestaltung der Gesellschaft	167
5.1.1	Das verstehende Gestalten	168
5.1.2	Die soziale Selbstgestaltung.....	171
5.2	Das Imaginäre der Unternehmung.....	180
5.2.1	Die flüchtige Gewissheit	181
5.2.2	Der naturalisierte Gegenstand.....	185
5.2.3	Der imaginative Reichtum.....	190

6	Die Ausrichtung.....	195
6.1	Das Diesseits der Kultur	200
6.1.1	Die anthropomorphe Vernunft	200
6.1.2	Die epistemische Dezentrierung.....	202
6.2	Die Selbstbescheidung der Menschen.....	206
6.2.1	Die ökonomische Versinnlichung	209
6.2.2	Das humanismuskritische Trotzdem.....	211
6.3	Die Not-Wendigkeit der Natur	213
6.3.1	Die politische Sozialökologie	215
6.3.2	Die kultivierte Natur	217
7	Die Haltung.....	221
7.1	Das Interesse der Wissenschaft.....	225
7.1.1	Die gesellschaftliche Wissenschaft.....	227
7.1.2	Die betroffene Wissenschaft.....	229
7.2	Der Wille zur Eigenschaft	232
7.2.1	Der gebildete Standpunkt.....	233
7.2.2	Die kultivierte Kontroverse	236
7.3	Die Störung des falschen Friedens.....	241
8	Die Verantwortung.....	247
8.1	Der Nahraum der Verantwortung.....	249
8.1.1	Die prämorale Verantwortung.....	253
8.1.2	Die politisierende Verantwortung	256
8.2	Die Unternehmung von Nähe	259
8.2.1	Die verfeinerte Wahrnehmung.....	263
8.2.2	Das ökonomische Affizieren.....	266
8.3	Das Strategische der Verantwortung.....	269

9 Die Neugestaltung.....	273
9.1 Die Unternehmung der Wirtschaft	278
9.1.1 Die evolvierende Wirtschaft.....	279
9.1.2 Die homogenisierende Vertrustung.....	282
9.2 Die Herstellung von Geschichte.....	285
9.2.1 Die unternehmerische Imaginationskraft	287
9.2.2 Die geschichtliche Reifung	291
9.2.3 Die unternehmerische Reflexivität	296
9.3 Die Umgestaltung von Naturverhältnissen.....	299
Ausblick: Reflexivität kultivieren.....	303
Literatur	307
Zusammenfassung	343
Anmerkungen.....	349

Heranführung: Wirtschaft für das Leben

Eine Unternehmung verdankt sich der Erfahrung, dass menschliches Leben und gesellschaftliches Zusammenleben gestaltbar sind. Jede Gesellschaft ist »neither necessary nor impossible« (James 1921: 286), könnte also mit der gleichen Selbstverständlichkeit auch grundlegend anders beisammen und miteinander sein, sich anders ernähren, fortbewegen oder wohnen. Häufig gerät diese Offenheit aus dem Blick, sobald über *die Gesellschaft* auf eine schicksalhafte Weise geredet wird, so als bräuchte es, was es nicht geben kann: einen bereits im Vorfeld bis in das letzte Detail durchdachten Plan, um das *G-Wort* überhaupt verwenden zu dürfen (kritisch Schatzki 2010). Der popkulturelle Kitsch der vergangenen Dekaden, der dies demagogisch belegt, inszeniert *nonchalant*, als wäre damit alles gesagt, Gesellschaft als ein Schwarz-Weiß-Schema aus *Kapitalismus* und *Sozialismus*.

Mit dem vorliegenden Buch verfolge ich ein dreifaches Ziel. Ich möchte erstens zeigen, dass die Singularität und der Schematismus solcher Großbegriffe das Denken knebeln. Zweitens werde ich begründen, warum dies für ein gelingendes Leben und Zusammenleben in den Konstellationen der Gegenwart problematisch geworden ist. Drittens, und im Wissen darum, will ich befähigen, die Fesseln abzustreifen und die Ketten zu sprengen, in die wir unser ökonomisches Denken wissentlich oder unbesehen gelegt haben. Dafür werde ich belegen: Die Kulturgeschichte dieser Denkgefängnisse ist auch eine Ideengeschichte. Sie ist verbunden mit einer Tradition des Theoretisierens, die sich als intellektuell geriert, sich gleichwohl an die herrschenden Kategorien verliert. Sie findet Gefallen daran, *präbegriffliche* Worte, die vorgeben, mehr zu sein als sie sind, kontextfrei gegeneinander auszuspielen. Doch dieser Schein wird zum Teil des Seins, und die Scholastik, als die er auf den Weg kommt, ist zu der Lakaiin einer Politik geworden, die seit Mitte des 20. Jahrhunderts allzu erfolgreich die Gestaltbarkeit einer anderen Zukunft, einer besseren Gesellschaft als unmöglich behauptet (dekonstruierend Mouffe 2018). Was zunehmend verschwindet, ist der Raum der Erfahrung,

dass menschliches Leben und gesellschaftliches Zusammenleben nach wie vor gestaltbar sind. Was vielerorts bereits lange verschwunden ist, ist die gestalterische Praxis der Unternehmung, die nur als leere Semantik, die auf nichts mehr verweist, zurückbleibt im Kontext von *Fortschritt*, *Wachstum* und *Innovation*.

Die Gesellschaft ist indessen keine Maschine, deren funktionieren wesentlich davon abhängt, dass sie im Vorfeld mit ingenieurialer Raffinesse geplant und präzise entlang der Baupläne hergestellt wird. Sie ist keine Sache, die immer schon da ist und nur endlich beim Namen genannt werden muss, keine Tatsache, die als Umsetzungsaufgabe technische Expert:innen mit dem erforderlichen Sachverstand zur Herrschaft ermuntert, seien es akademische, ökonomische, klerikale oder sonst welche Eliten. Der Begriff der Gesellschaft verweist nicht auf eine Totalität und auch nicht auf eine Summe von Individuen. Er benennt die Gesellschaftlichkeit der Menschen, die beisammen und miteinander sind, und ihre geteilten Kulturtechniken der Lebensführung wie der Versorgung. Er benennt das kulturelle *Doing* der Menschen (Hörning/Reuter 2004). Die Gesellschaftlichkeit dieses Doings hebt in selbstbestimmter Konstitution als sowohl kollektive wie radikale Imagination an, als eine grundlegende Vorstellung davon, wie Menschen inmitten von Freiheit und Abhängigkeit ihr Leben *gestalten wollen und können* (etwa Boulding 1956).

Bei aller Ambivalenz und Unverfügbarkeit dieser Welt, die dieses Wollen unhintergebar bedingen, ist es der in praktisches Tun eingelassene Gestaltungswille, in dem sich gelebte gesellschaftliche Verantwortung zeigt: die Dinge nicht zu belassen, wie sie sind, bloß weil irgendwer behauptet, sie seien unveränderlich, sondern Anteil zu nehmen an der Welt, und allem in ihr, und aus Sorge um ihren Zustand eine Aktivität in Gang zu setzen. Verantwortung in diesem Sinne setzt Handlungsfähigkeit voraus; ihre Triebkraft sind Wirklichkeitsbehauptungen, die eine Dialektik aus Ordnung und Wandel erzeugen. Manches reproduziert sie, anderes deutet sie um oder lässt sie weg und wieder anderes fügt sie ganz neu hinzu.

Die Sozial- und in Teilen Gesellschaftstheorien des 20. Jahrhunderts haben sich ausführlich mit diesem Zustandekommen von sozialer Ordnung und sozialem Wandel befasst (ausführlich Joas/Knöbl 2011), dabei jedoch den ökonomischen Ort der gesellschaftlichen (Re)Produktion sowie den Impuls der kulturellen Transformationen nur unzureichend in den Blick genommen. Dieses Desiderat ist einerseits theoretisch interessant, andererseits jedoch auch praktisch bedeutsam. In theoretischer Reflexion war das 20. Jahrhundert eine Epoche, in welcher Ökonom:innen das Interesse an gesell-

schaftlichen, Gesellschaftswissenschaftler:innen gleichsam das Interesse an ökonomischen Fragen verloren haben. In praktischer Reflexion ging damit einher der gesellschaftspolitische *Glaube* daran, Wirtschaft und Gesellschaft seien wie der Mars und die Venus – zwei klar getrennte, sich antagonistisch opponierende und nach ehernen Gesetzen ablaufende Gebilde: so unterkühlt die Wirtschaft als Mars in Erscheinung tritt, so hitzig kommt die Gesellschaft als Venus daher.

Die Gesellschaftslosigkeit der Wirtschaftswissenschaften ist unter den Bedingungen einer fortschreitenden Diffusion von ökonomischen Kalkülen in immer mehr Bereiche des gesellschaftlichen Lebens – also unter den Bedingungen der realen Gegenwart (etwa Schimank/Volkmann 2017; Ötsch/Steffestun 2021) – nur anders problematisch als die Wirtschaftslosigkeit der Gesellschaftswissenschaften. Die einen sind für die Wirkungen, die anderen für die Ursachen ihrer Lehr- und Forschungsbereiche blind auf beiden Augen. Und beide gleichermaßen sind in der Folge sprach- und ratlos in Bezug auf die Bedingungen realer Verhältnisveränderungen von Wirtschaft und Gesellschaft (weiterführend Pfriem 2011). Während die Wirtschaftswissenschaften das Ökonomische nahezu ausnahmslos feiern, gilt es den Gesellschaftswissenschaften nahezu ausnahmslos als Spuk des Bösen. Im Angesicht der realen gesellschaftlichen Entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte sind diese Vereinseitigungen zwar aus den jeweiligen Blickrichtungen her nachvollziehbar. Sie sind jedoch nicht sonderlich klug. Denn nicht nur ist es intellektuell unbefriedigend, dass beide aus unterschiedlichen Richtungen das Ökonomische voraussetzen und akzeptieren. Es bereitet auch praktisch keinen Boden dafür, über die Ermöglichung einer anderen Welt, einer besseren Gesellschaft in ein substanzielles Gespräch zu kommen. Die Zusammenhänge und Widersprüche müssen in den Blick genommen werden.

Wer diesem Gedankengang aus einer ökonomischen Blickrichtung folgt, muss die primäre Aufgabe einer Wirtschaftswissenschaft fortan in der unentwegten Bestimmung des *Verhältnisses* von Wirtschaft und Gesellschaft suchen, indem nach der *Konstitution* wie den *Veränderungsbedingungen* des Ökonomischen gefragt wird. Denn die Thematisierung einer beliebigen gesellschaftlichen Sache *als* eine ökonomische Sache ist ein Vorgang, der nicht verstanden werden kann, wenn nicht das ursächliche Zusammenspiel kontingenter Kulturtechniken samt Bedeutungen in den Blick gerät. Wirtschaft realisiert sich nicht *in* der Gesellschaft, sondern *als* eine Gesellschaft. Wer nicht nach der Gestaltung von gesellschaftlichen Verhältnissen fragt, aus denen heraus zum Beispiel die Produktion von Techniken zur Bewältigung von

Langeweile oder die Akkumulation abstrakter Vermögenswerte als Wirtschaft gelten, kann weder Wirtschaft noch Gesellschaft in den historisch konkreten Erscheinungen dieser Zeit begreifen, geschweige denn verantwortungsvoll gestalten. Dieses wie jedes Verhältnis von Wirtschaft und Gesellschaft ist keine allgemeine Kategorie. Es ist *historisch*. Wer sich für die Bedingungen der Möglichkeit einer besseren Gesellschaft interessiert, muss den kontingenten Schematismus einer dekontextualisierten Idee von Wirtschaft überwinden, sich den Phänomenen selbst zuwenden und nach den Ermöglichungsbedingungen ihrer Transformation fragen.

Der Ausgangspunkt von Forschungen, die sich für die Gestaltung einer besseren Gesellschaft interessieren, ist daher die Frage, welche Wirklichkeit von wem, inwiefern, wo, wann und warum sowie mit welchen Folgen für wen behauptet wird – inklusive jener wissenschaftlichen Behauptungen, die mit akademischer Autorität darauf insistieren, es sei nur diese eine Wirklichkeit in und als Wahrheit möglich. Wer sich mit Transformation befassen will, muss sich mithin den Politiken darüber zuwenden, was als wahr gesellschaftlich reflektiert und behandelt wird. Die Wissensproduktion selbst gerät ins Fadenkreuz der Demokratisierung, was bedeutet, dass Wissenschaft reflexiv wird.

Die Behauptung einer Wirklichkeit hebt sodann die Modalität der Möglichkeit auf das Tapet. In das Metier dieser menschlichen Vorstellungskraft fällt, was wir eine Unternehmung nennen. Ihre Existenz verdankt sich der Aufklärung, dass niemandes Leben restlos durch äußerliche Kräfte fremd- und vorbestimmt ist. Es aber auch nicht auf einem leeren Blatt beginnt. Eine Unternehmung hebt als differierende Behauptung an, die unterscheidet, um einen Unterschied zu machen. Sie setzt als die Behauptung ein, dass eine andere Gesellschaft noch immer möglich ist. Diese Behauptungen anderer Wirklichkeiten unterscheiden sich grundlegend von schierer Träumerei. Sie gehen auch weit hinaus über die zum Allgemeinplatz tendierende Einsicht, dass die Dinge auch anders sein könnten. Diese Wirklichkeitsbehauptungen sind mehr als die pure Vorstellung einer als abweichend fantasierten Welt. Sie sind in tatsächliches Tun verwickelte Hoffnung nach ihr, die an einem Sinn orientiert ist und nach realen Veränderungen strebt, sie durchzusetzen sucht. Sie sind das Neue, das im Alten ausbricht, es herausfordert, es perforiert, vielleicht verdrängt. Von dieser sowohl vertrauten wie vergänglichen Schwelle aus entfaltet das, was die Unternehmung unternehmerisch macht, seine schöpferische, seine schaffende, seine die Gesellschaft gestaltende Kraft. Der Gestaltungsmut der Unternehmung ist ansteckend und verkettet sich zu

einem kollektiven Willen, sich nicht so, respektive nicht zu diesem Preis fremdbestimmen zu lassen. Diese Resistenz gegen das Aufgedrängte bedeutet Bruch mit dem Bestehenden, nicht dessen Verwaltung.

Die Richtungen, in die sich das Unternehmerische Bahn bricht, sich entwirft, sind prinzipiell so offen wie die Zukünfte, als deren Entwürfe es auf den Weg kommt. Diese Produktion von Zukunft ist das Produkt der Gegenwart. Weder ihre Fiktion noch ihre Fabrikation beginnt auf einem leeren Blatt. Fiktion wie Fabrikation sind unhintergebar bedingt durch die gesellschaftlichen Verhältnisse, aus denen sie entspringen und denen sie zu entfliehen suchen. In der Konstruktion von Zukunft fallen die Diagnose der aktuellen Gegenwart und der Wunsch nach einer anderen Gegenwart in eins. Sie tun sich als die Behauptung kund, dass die Formen und Weisen der Lebensführung nicht nur *prinzipiell* anders möglich sind, sondern auch *tatsächlich* anders möglich gemacht werden können: Es ist gestaltbar, wie Gesellschaften sich mit Nahrungsmitteln versorgen, diese zubereiten und verzehren; und es ist ebenso gestaltbar, wie dieselbe Gesellschaft mobil ist, wohnt, sich kleidet, miteinander kommuniziert und so weiter.

Unternehmung bedeutet Gestaltung statt Anpassung – und ist daher nur kontingenterweise eine erwerbswirtschaftliche Organisation. Sie kann auch in gänzlich anderen, unentgeltlichen Kontexten der gesellschaftlichen Versorgung als organisierter Stoffwechsel mit der Natur aufscheinen im Spannungsfeld aus Selbstbestimmung und -optimierung, also in Vereinen, NGOs oder auch der öffentlichen Verwaltung. Während just diese Semantik des Unternehmerischen in den zurückliegenden Dekaden dafür verwendet wurde, Konkurrenz, Wettbewerb und Opportunismus in immer neue Bereiche des gesellschaftlichen Zusammenlebens einzuschreiben, insistiere ich auf der Tatsache, dass es dabei um Konkurrenz, Wettbewerb und Opportunismus ging, Unternehmung jedoch auch in solidarischer Organisation mit Teilhabe und Kooperation stattfinden kann und der Begriff insoweit vor überfrachtenden Projektionen zu schützen ist. Die Organisation der gesellschaftlichen (Re)Produktion kann auf Extraktivismus und Exploitation oder aber auf Solidarität und Gemein Sinn beruhen. Abhängig davon, was eine Gesellschaft als Wirtschaft fungieren lässt, kann Unternehmung so oder anders stattfinden und so oder anders bedeutet werden. Die entscheidende Frage für das 21. Jahrhundert lautet: Welches Bild der Unternehmung kann die Not der Gegenwart noch wenden, damit Wirtschaft dem Leben dient und nicht wie bislang in erster Linie andersherum? *Wofür also Unternehmung?*

Sie sind das Neue,
das im Alten ausbricht,
es herausfordert,
es perforiert, vielleicht verdrängt.



Auf diese unternehmenspraktischen Behauptungen folgt akademisch als Frage, unter welchen Bedingungen sie so realisiert werden können, dass sie nicht in Raubbau an anderem, anderen oder sich selbst enden. Die prinzipielle Gestaltbarkeit der Gesellschaft ruft nach Aufklärung der Ursachen, Gründe und Rechtfertigungen, warum sie so – und gerade nicht anders – gestaltet wird. Dieses so-oder-anders-Sein markiert die politische Konstitution einer jeden Gesellschaft. Die kritische Anerkennung kontingenter Gestaltung bedeutet das Erfordernis, die Welt politisch zu denken.

Die Konstitution der Ökonomie

Damit ist ein wissenschaftliches Terrain betreten, das scheinbar wenig oder gar nichts mit Wirtschaft oder gar Wirtschaftswissenschaften zu tun hat. Doch es scheint nur so. Denn wer über Wirtschaft spricht, spricht über Politisches, weil Wirtschaft Kultur ist und also politisch. Es gibt keine objektiv *richtige* Wirtschaft, weil es keine objektiv *richtige* Kultur geben kann. Es gibt nur kontingente Konstellationen, die aus unterschiedlichen Blickwinkeln unterschiedlich problematisch oder sinnvoll sein können. Ökonomie ist also politisch.

Mit dem bloßen *Befund* einer politischen Ökonomie ist in einem ersten Schritt noch ungefähr nichts gesagt über ihre Konstitution, das heißt ihre politische Theorie. Erforderlich sind Analyse und Kritik, um ein Urteil zu bilden, das mehr sein kann als Meinung, Gedankenlosigkeit oder Dogmatik. Ausgehend von der Beobachtung, dass manche Gesellschaften egalitärer, freierlicher, solidarischer oder nachhaltiger sind als andere, stellt sich in weiteren Schritten auch für Wirtschaftswissenschaftler:innen die Frage, warum das so ist. Diese Frage adressiert neben anderen Aspekten auch die Konstitution der ökonomischen Praxis zu dieser Zeit, an diesem Ort.

Das Versprechen, welches wir Demokratie nennen, braucht als *echte* Perspektive beides: Form *und* Inhalt. Auf substanzieller Ebene stellt es die Möglichkeit in Aussicht, dass die einen ihr Leben so und die anderen ihr Leben eben anders führen können. Diese Dimension von Politik diesseits formalstruktureller Instituierung nenne ich Gesellschaftspolitik. Sie ist Ausdruck von *hergestellten* und daher *gestaltbaren* und dementsprechend auch *verantwortungsfähigen* Verhältnissen. Es sind die Gestalterinnen und Gestalter dieser (und eben keiner anderen) Verhältnisse, die durch ihr Tun oder Lassen,

durch ihren Widerspruch oder ihre mehr oder weniger ausdrückliche Bestätigung dazu beitragen, unter gegebenen Umständen dem gesellschaftlichen Leben die ihm eigentümlichen, gleichwohl kontingenten Umrisse zu geben, indem eben so und nicht anders der ökonomische Stoffwechsel organisiert wird.

Unzureichend ist bislang in den Blick geraten, dass Unternehmungen gesellschaftliche Gestalterinnen in einem grundsätzlichen Sinne sind (hinführend FUGO 2004). Sie versorgen die Gesellschaft mit diesen oder jenen Produkten und tragen damit dazu bei, dass sich Gesellschaft in diese oder jene Richtung entwickelt, weil diese oder jene Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung eröffnet werden. Die unternehmens- und organisationstheoretischen Forschungen der letzten Jahrzehnte, die sich auf Aspekte einer nachhaltigen Entwicklung beziehen, haben sich dabei insbesondere einer verantwortungsvollen Organisation dieser Produktion gewidmet, also nach *good governance* gefragt, sich für gesunde, gar sinnstiftende Tätigkeitsfelder interessiert sowie das *controlling*, *auditing* und *reporting* in Bezug auf die *sustainable performance* prominent gemacht. Solche Aspekte sind zweifellos wichtig und erforderlich. Entscheidend ist jedoch ein nachhaltiger *reason why*, der die Binnenperspektive einzelwirtschaftlicher Theorie übersteigt.

Unternehmungen gestalten nicht nur Arbeits- und Geschäftsprozesse, sie gestalten auch die Gesellschaft. Unternehmensstrategien sind Entwürfe möglicher Kulturen der Zukunft, weil aus ihren Wirklichkeitsbehauptungen Gewohnheiten und Gepflogenheiten der Lebensführung resultieren: Kulturen der Ernährung, der Mobilität, der Kommunikation, des Wohnens und so weiter. Zu der Bewältigung drängender gesellschaftlicher Herausforderungen wie der Klimakrise, des Artensterbens oder des Demokratieverlusts tragen manche Unternehmensstrategien mehr und andere weniger bei. Die positiven und von Teilen der Gesellschaft politisch gewollten Beiträge zu der Bewältigung von als Krisen erachteten Vorgängen nenne ich das *transformative Potenzial der Unternehmung*. In diesem Sinne transformative Unternehmungen machen nicht nur strategisch oder organisational einen Unterschied, sie verändern stets auch das *Akteursgefüge*.

Die versinnlichte Wissenschaft

Der Befund von Richtung und Intensität her unterschiedlich transformativer Unternehmungen hat Auswirkungen auf das Arbeitsfeld und die Arbeitsweise der sie reflektierenden Wissenschaft. Denn ihre Grundierungen ver-

schieben sich, und mit ihnen sich die gesamte Disziplin. In den vergangenen bald drei Jahrhunderten waren weite Teile der ökonomischen Ideengeschichte von der anhaltend falschen Annahme eines als Faktum angerufenen ökonomischen Problems her entworfen, dem mit Eigennutz zu begegnen sei. Es wurde und wird nicht nur als höchste Form des Wirtschaftens behauptet, sondern sogar zum erklärten Sinn des Ökonomischen, zum »betriebswirtschaftlichen Endzweck« (Gutenberg 1929: 12) gemacht. Alles, was wirtschaftliche Akteur:innen im Rahmen dieser utilitaristischen Denkgebäude unternehmen, nimmt in der Konsequenz die Form eines *Um-zu* an. Zu keiner Zeit und an keinem Ort kann diese Zweck-Mittel-Relation zur Ruhe gelangen. Sie versteigt sich in unendlichen Steigerungsspielen, weil der Nutzen des Nutzens, oder in ökonomischer Terminologie: der Gewinn des Gewinns, nicht bestimmt werden kann.

In der Figur des Nutzens werden die Ziele leer, was nur eine andere Art ist, um zu sagen, dass ihre Absolutsetzung Sinnlosigkeit erzeugt. Die Kategorie des Nutzens beinhaltet keine Idee, die sie selbst begründen kann (Arendt 2016b: 183). Ihre Theoriefähigkeit wurde ideengeschichtlich seit ihrer Geburt aus dem Geiste der Moralphilosophie vor die Klammer gezogen: im metaphysischen (und wohl besten) Glauben daran, dass die unentwegte Steigerung renditeorientierter Produktion von Gütern und Dienstleistungen die gleichsam unentwegte Steigerung von Wohlstand, Lebensglück und Wohlbefinden bedeutet. Es wurde der renditeorientierte Eigennutz absolut gestellt, weil der damit korrespondierende Sinn eines besseren Lebens für mehr Menschen als zwangsläufige Konsequenz *vermutet* wurde. Über weite Etappen des 18. und 19. Jahrhunderts, in denen insbesondere in Europa und den USA auf diesem Weg Hedonismus und Freiheitsgewinne als Entlastung und Befreiung von materieller Unterversorgung, Armut, Krankheit und so weiter für mehr Menschen als bislang realisiert werden konnten, schien diese Vermutung noch hinreichend plausibel zu sein, um nicht infrage gestellt zu werden.

Doch einstweilen ist die *Aufmerksamkeitsökonomie* nur noch damit befasst, die Langeweile zu bändigen (Franck 1998), die *Finanzökonomie* akkumuliert lediglich abstrakten Reichtum (Honegger u.a. 2010) und die *Digitalökonomie* schickt sich an, diese Entwicklungen weiter zu normalisieren (Hochmann u.a. 2020): Aus »destruktiver Arbeit« (Clausen 1988) sind nunmehr »Bullshit Jobs« (Graeber 2018) geworden, die Zerstörungen der Geowie der Biosphäre nehmen existenzbedrohliche Ausmaße an (Rockström u.a. 2009) und die quasi-absolut stehende Begegnung dieser Problemlagen ver-

fährt auf der Ebene marktlicher Koordination in der Reproduktion und Radikalisierung der auf Extraktivismus und Exploitation beruhenden Problemverursachung.

Es ist trivial, weil offensichtlich geworden, dass die inhaltliche Unbestimmtheit eigennützlicher Steigerungssemantiken keineswegs dem Wohl der Allgemeinheit dient, insofern das Reden über selbstgewählte Präferenzen ein Schweigen darüber organisiert, dass die Form der Umsetzung dabei stets festgeschrieben ist, nämlich als eine Versorgung mit materiellen Gütern und Dienstleistungen zu erfolgen hat, von deren Bereitstellung eben nicht zuvor der Allgemeinheit, sondern empirisch evident einige wenige über Gebühr auf Kosten von anderem und anderen profitieren. Der Such- und Optimierungsparameter der kapitalistischen Produktion ist nicht eine bessere Gesellschaft, sondern nur Zahlungsfähigkeit, aus der nicht naturwüchsig das Gute sprießt, weil die Flut letztlich alle Boote hebt.¹ Das Versprechen, mit dem das neuere ökonomische Denken akademisch erfolgreich wurde, dass es immer mehr Menschen immer besser gehen soll, ist fast drei Jahrhunderte später – trotz oder wegen unbestrittener Errungenschaften – bei gravierender Ungleichheit, lebensgefährlicher Pandemiefälligkeit und der existenziellen Bedrohung planetarer Zerstörungen angelangt.

Es ist und bleibt eine Frage der gesellschaftlichen Selbstinstitutionierung, auf welchen Vermutungen und Wirklichkeitsbehauptungen sie sich begründet. Jede Gesellschaft bringt sich selbst einen Horizont an Ideen hervor, in dem sie steht und auf welchen sie sich bezieht. Manches macht er denkmöglich, anderes lässt er als Wahnsinn erscheinen. Wer sich wissentlich oder unwissentlich auf Grundierungen des Königreich Großbritannien des 18. Jahrhunderts bezieht, indem deren ökonomisches Vokabular uneingeordnet übernommen wird, schließt heutige Verhältnisse mit einer Gesellschaft kurz, die weder unveräußerliche Menschenwürde noch Internet, Robotik oder Klimakrise kannte und für die Kohlenstoffdioxid terminologisch als »fixed air« (Priestley 1772) nicht mehr bedeutete als die Erfindung des Sodawassers. Keine Frage: Die autokratisch aufgeräumte Welt der schottischen Moralphilosophen unterschied sich grundlegend von der heutigen.² Ihre Sätze, die bis

1 In der politischen Dimension dieser *trickle-down-These* zeigt sich, wie das Reden über Symptome ein Schweigen über die Ursachen organisiert, insofern das hierarchische Verhältnis von *oben* und *unten* in der Thematisierung von Verteilung unangetastet bleibt. Überdies ist die These auch empirisch widerlegt (Danziger/Gottschalk 1986).

2 Das betrifft die realen Herrschaftsverhältnisse, aber auch den Horizont des Denkmöglichen. Erkenntnistheoretisch wie -praktisch ist es entscheidend, welche Welt im Erfah-

in die Gegenwart hinein, nahezu um das gesamte Erdenrund die politische Anrufung einer Marktwirtschaft begründen, ohne sich dabei als eigens begründungsbedürftige Moraltheorie zu wissen, reproduzieren in ihrer präreflexiven Intervention diese Verhältnisse mit katastrophalen Folgen, wie die multiplen Krisen der Gegenwart es belegen.

Der Bezug auf Theorie ist immer auch ein Bezug auf darin archivierte Empirie, die Vorstellungen mitführt, welche Bedeutungen zu jener Zeit als selbstverständlich galten. Dieses gesellschaftliche Wissen ist nicht allgemein und abstrakt, sondern konkret und praktisch. Es ermöglicht erst, dass zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort eine bestimmte Praxis oder Theorie aufkommt. So musste erst eine bestimmte imaginäre Bedeutung *des* Ökonomischen, spezifisches Wissen über Effizienz und Verschwendung, Beherrschung und Gestaltung entstehen, damit im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert in den USA die ersten Business Schools³ sowie in Deutschland die ersten Handelshochschulen⁴ entstehen und die Steigerung des renditeorientierten Eigennutzes in den kommenden Jahrzehnten zum Bildungsideal erhoben werden konnte.⁵ In der Lehre wie in der Forschung ging die Verwissenschaftlichung des Ökonomischen Hand in Hand mit ihrer Mathematisierung zu praktischen Zwecken.

»While retaining the emphasis on the problems of a professional top management, there is a growing interest in the use of the social sciences and mathematics in solving

runngsschatz der Wissenschaftler:innen vorhanden ist, welche Signifikationschemata also das Denken bedingen. Die systematische Ausblendung und Diskriminierung von kulturell noch immer mehrheitlich von Frauen geleisteter unentgeltlicher (Care-)Arbeit in der ökonomischen Theorie, so meine These, ist eng verbunden mit einer bildungsbürgerlichen, männlichen, weißen Professorenschaft. Über imperiale Landesbezüge ist damit noch kein Wort verloren. Die denkanregende Polemik könnte lauten: *Wie oft Herr Professor Hayek wohl das WC geputzt hat?*

3 Etwa die 1881 in Pennsylvania gegründete *Wharton School* oder *die London School of Economics and Political Science* im Jahr 1895, gefolgt von der *Harvard Graduate School of Business Administration* im Jahr 1908 (Hutchins 1958).

4 Etwa die 1898 in Leipzig und Aachen, 1901 in Frankfurt/Main, 1906 in Berlin, 1907 in Mannheim und 1910 in München gegründeten Handelshochschulen (Schneider 2002).

5 In der Frühphase waren beides eher Orte der Allgemeinbildung für (angehende) Praktiker:innen. Die Lehrpläne unterschieden sich deutlich von dem, was später als BWL in Deutschland entstehen sollte. Die Handelslehre bis dato war keine Theorie der Unternehmung oder des Handels, sondern eine kursorische Sammlung von Erfahrungsberichten schreibender Praktiker:innen. Die historischen Zusammenhänge haben Gaugler/Köhler (2002) differenziert zusammengetragen.

administrative problems. Some of the practitioners even believe that in the future administration may become more of a science than an art.« (Hutchins 1958: 456)

Andersherum stellt sich heute die Frage, inwiefern und unter welchen Bedingungen gegenwärtige Gesellschaften sich einen neuen Horizont dessen setzen wollen und können, was ihnen als eine gute Gesellschaft gilt. Wissenschaft, die als »Archäologie des Wissens« (Foucault 1981) betrieben wird, also gesellschaftliche Wissensbestände rekonstruiert, dokumentiert und aufhebt, kann diese Bedeutungen explizieren, analysieren und auf ihre zeitgemäßen Entwicklungsmöglichkeiten hin befragen und begründen, statt ihre Gültigkeit über Raum und Zeit nur zu behaupten. An die Stellen unbestimmter Nützlichkeitsmotive und individueller Vorteilhaftigkeitserwägungen muss dafür gleichwohl ein deutlicher Sinn treten.

Vor diesem Hintergrund ist es nur scheinbar paradox, von der Unternehmung einer besseren Gesellschaft zu schreiben, wiewohl es heute keinen Mangel an Unternehmer:innen gibt, sondern einen Überfluss daran, ja, das Vorhandensein von Unternehmungen gar Teil des Problems ist. Das Paradox ist jedoch keines, weil es praktisch wie theoretisch um eine Neuerung des Unternehmerischen geht (siehe auch Pfriem 2021). Sie ist mehr als die Kapitalisierung bislang unbearbeiteter Felder oder die Anwendung eines vorgefundenen Imaginären auf neue, mutmaßlich hehre Absichten. Sie zielt als neues Imaginäre der Unternehmung stattdessen auf *die Veränderung der gesellschaftlichen Vorstellung davon, was es heißt, unternehmerisch zu handeln*. Diese Neuerung transformiert Gesellschaft, indem sie das Ökonomische transformiert im Dreiklang aus (1) der Durchsetzung neuer, (2) der Veränderung bestehender und (3) der Verdrängung überkommener Unternehmungen. Dafür braucht es wissenschaftliche Forschung und unternehmerische Vorstellungskraft, wie die als unendlich gedachte Weiterführung ökonomischer Steigerungsspiele beendet werden kann. Das heißt: wie eine wirtschaftliche Entwicklung von Wohlfahrt und Stabilität möglich ist, an der möglichst viele teilhaben und welche die sozialökologische Vielfalt fördert statt unterdrückt.

Unter der Annahme, dass die Lösung gegenwärtiger Krisen und Verwerfungen nicht nur wünschenswert, sondern auch möglich ist, spielen Unternehmungen bei der Transformation der Gesellschaft in Richtung zu mehr Nachhaltigkeit eine zentrale Rolle. Es ist dies die Eingriffsstelle für jenen Typus Wirtschaftswissenschaften, den es heute braucht: es müssen die reale Vielfalt und die Verschiedenheit der heutigen Unternehmenslandschaften in den Blick kommen. Zur Beurteilung des transformativen Potenzials muss

unterschieden werden zwischen bloß eigennützigem Unternehmungen und solchen, die gesellschaftsorientiert mit Gemeinsinn wirtschaften, indem sie drängende Zeitfragen lösen helfen. Akademisch gewendet ergibt sich daraus auch für die Organisation der zuständigen Wissenschaften ein grundlegendes Veränderungserfordernis: »Auch innerhalb der Betriebswirtschaftslehre tut man gut daran, die Frage aufzuwerfen: *Was ist und was soll Wissenschaft?*« (Raffée 1993: 13; Hervorhebung im Original).

Diese Frage bekommt ihren erkenntnistheoretischen Reiz einerseits durch die historische Vorläufigkeit einer jeden Beantwortung sowie andererseits dadurch, dass es sowohl in der Volks- wie auch der Betriebswirtschaftslehre in den letzten Dekaden immer wieder in Anschluss an benachbarte Disziplinen neue Konzepte und theoretische *Turns* gab, die Reflexion auf die tieferliegenden Bedingungen dieser theoretischen Anleihen aus anderen Wissenschaften jedoch nicht hinreichend stattgefunden hat. In diesen gemeinsamen Gesprächen liegt großes Potenzial, sowie anders als bis zuletzt ein echter Lernprozess einsetzt. Wenn mitunter mit »entrepreneurship as practice« (etwa Champenois u.a. 2019) oder mit »strategy as practice« (etwa Golsorkhi u.a. 2010) der Anspruch »taking social practices seriously« (Vaara/Whittington 2012) verbunden wird, dann reicht es nicht aus, diese Konzeptualisierungen als methodische oder methodologische Veränderungen zu betrachten. Diese theoretischen Entwicklungen sind verdienstvoll, erfordern jedoch weitere Konsequenzen. Wer auf eine Theorie sozialer Praxis rekurriert, rekurriert zugleich auf eine Ontologie, die im Widerspruch zu der Annahme steht, Gewinnorientierung, Nutzen, Effizienz oder Opportunismus könnten und dürften *a priori* gesetzt werden. Poststrukturalistische Theorien wie die meisten neueren Praxistheorien interessieren sich für die Herstellung dieser gesellschaftlichen Ideen selbst und können *eo ipso* nicht in ihren Dienst gestellt werden, weil sie deren Gültigkeit nicht analytisch setzen, sondern empirisch explorieren, sich ein Urteil über sie also erst noch bilden wollen. Die zahlreichen Neuerungen, die in den Wirtschaftswissenschaften der vergangenen Jahrzehnte Einzug gehalten haben, haben in diesem Sinne methodisch dazu beigetragen, die Bedingungen für diverse Nutzenkalküle in unterschiedlichen Situationen realistischer einzuschätzen, aber sie haben ontologisch weder die Idee des Nutzens noch die Behauptung seiner Vorteilhaftigkeit begründet oder reflektiert, geschweige denn infrage oder gar zur Disposition gestellt.

Damit sowohl die Volks- wie die Betriebswirtschaftslehre den Anschluss an die übrigen Wissenschaften, auf die sie sich an solchen Stellen beziehen,

konsequent sicherstellen können, wird es notwendig, die Reflexion auf die eigene Wissenschaftstheorie als sowohl Selbstverortung wie Selbstversicherung zu einem integralen Bestandteil der eigenen Fachlichkeit zu machen. Diese Notwendigkeit kommt mit dem Erfordernis, sowohl die Natur- wie auch die Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften in den Bezügen verstehen zu können, die für die Grenzziehung zur eigenen Fachlichkeit bedeutsam sind. Das primäre Ziel meiner hier vorliegenden Studie ist eine sinnliche und sinnvolle Grundierung ökonomischen Denkens, die begriffliche Mittel für dieses Unterfangen bereitstellen will. Sie kommt auf den Weg in Gestalt von Begründungen, als welches Imaginäre die Unternehmung in der Bearbeitung und Lösung zeitgenössischer Herausforderungen heute gebraucht und gewollt wird.

Die reflexive Wissenschaft

Als eine politische Theorie ist meine Untersuchung nicht mit dem Anspruch verbunden, für jede und jeden zu sprechen. Sie ist ein *perspektiviertes Argument*. Eine politische Theorie ist nicht notwendigerweise eine Theorie des Politischen, sondern verweist auf die Kenntnis um die politische Dimension der Theorie selbst. Statt den Anspruch auf Allgemeingültigkeit zu erheben, also für nicht weniger als das gesamte Universum zu sprechen, reflektiert sie auf ihre Standpunktgebundenheit, ihre Blickrichtungen wie Interessen und Voraussetzungen und weiß sich selbst als nicht-singuläres Ereignis im Rahmen einer übergeordneten Begriffsgeschichte. Gebildet zu sein, das bedeutet für sie, die Riesen zu kennen, auf deren Schultern sie steht. Erst dieser Selbstbezug ermöglicht es ihr, auf die »epistemische Gewalt« (Brunner 2020) zu reflektieren, die sie als Politik der Wahrheit zwangsläufig ausübt, und somit in die Lage zu gelangen, an einer Demokratisierung dieser Denkbewegung zu arbeiten.

Es geht mir folglich mit den nachstehenden Überlegungen nicht darum, in die Wissenschaftsfreiheit anderer Ökonom:innen zu intervenieren und ihnen vorzuschreiben, wie sie ihr Geschäft des Denkens zu besorgen haben. Ziel meiner Überlegungen ist eine *begründete* Einladung für diejenigen zu entwickeln und auszusprechen, die dem folgen wollen, dürfen und können. Dieses Erkenntnisinteresse ist politisch und wissenschaftlich zugleich, da es auf die Ermöglichung von realen Veränderungen abstellt.

»Im Blick auf die Betriebswirtschaftslehre sind wir der Meinung, daß man nicht umhin kommt, auch ihr die Aufgabe zu übertragen, durch utopisches Denken Veränderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse anzuregen und bei der Durchführung der Veränderungen Hilfestellung zu leisten. Auf die gesellschaftliche Veränderungsfunktion der Wissenschaften kann nur verzichtet, wer den Standpunkt vertritt, die vorhandene soziale Welt sei die denkbar beste aller Welten.« (Raffée 1993: 17)

In Reflexion ihrer Performanz zeigt sich die politische Konstitution der Wissenschaft. Sie ist bestenfalls unbestechlich, aber niemals neutral, denn jeder Gedanke hängt ab von einem *Standpunkt*, von dem her er entwickelt wird, und von einem *Gegenstand*, auf den hin er entworfen wird, und einer *haltung*, mit der er in Bewegung gesetzt wird. Es ist eine erkenntnistheoretische Tatsache, dass Wissenschaft eine *historische* Praxis ist, also stets in Bewegung bleibt, anschließt, verwirft, neu ansetzt. Es mögen mithin die einen Ökonom:innen freier als die anderen denken, doch ändert das nichts daran, dass »alles Denken mit Andenken anhebt« (Arendt 2016a: 283), also auf die eine oder andere Weise anderswo vorgedacht wurde, nicht frei von reflexionsbedürftigen Voraussetzungen und Prämissen ist. Eine Klärung der Frage, »Was ist?« (Enkelmann/Priddat 2014a; 2014b; 2014c), ist wichtig, darf jedoch dort nicht stehen bleiben, sondern erfordert eine theoretische und praktische Transparenz und Reflexivität in Bezug auf die Grenzen und den Inhalt des jeweiligen Faches, mithin die Politik der Wahrheit, welche die Wissensproduktion rechtfertigt.

Desiderata in der wissenschaftstheoretischen Reflexion der Wirtschaftswissenschaften (noch immer aktuell Frank 2003) geben keine Antworten auf die Frage, wie eine Theorie der Unternehmung dann zu konzipieren ist. Der Mangel an theoretischer Tiefenstruktur zeigt sich in der präreflexiven Übernahme von sowohl naturwissenschaftlichen wie auch gesellschaftswissenschaftlichen Zugängen innerhalb der nicht zwingend deutschsprachigen, gleichwohl an deutschen Hochschulen betriebenen Volks- und Betriebswirtschaftslehren.

Ausgangspunkt der weiteren Analyse ist der Befund, dass die Wirtschaftswissenschaften in ihren dominanten Spielarten, unabhängig vom Selbstanspruch, praktische Wirkung entfalten. Von Beginn an haben sie *Wirtschaft* nicht nur beschrieben oder zu verstehen versucht, sondern wirkten legitimatorisch ein auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, auf die sie sich beziehen und aus denen sie hervorgegangen sind (Schneidewind u.a. 2016). Der Erhalt des Status quo ist jedoch ebenso rechtfertigungsbedürftig wie seine Veränderung. Wirtschaftswissenschaften erzeugen wie sämtliche Wissenschaften

nicht nur Wirkungen, sondern definieren, reflektieren und begründen sie auch. Die wirtschaftliche Entwicklung der vergangenen Jahrhunderte wäre nicht möglich gewesen ohne ihre wissenschaftliche Begleitung und Beförderung. Und die wirtschaftswissenschaftlichen Entwicklungen der vergangenen Jahrhunderte wären gleichsam nicht möglich gewesen ohne ihre wirtschaftlichen Bezugspunkte und Echos.

Es zeigt sich in der gesellschaftlichen Performanz wie Bedingtheit ökonomischen Denkens, was Michel Foucault (1989) das »Wahrsprechen« nennt: Der Prozess wissenschaftlicher Erforschung ist kein Vorgang, bei dem das, was immer schon da ist, nun endlich erkannt wird. Wissenschaft beschreibt die Welt nicht, sondern kann sie nur deuten: sie ist eine Praxis des kontingenten Bedeutens, des Zuschreibens einer Deutung, was die epistemologische Konsequenz hat, dass Wissenschaftler:innen in ihrer leiblichen, kognitiven und politischen Konstitution rettungslos eingelassen sind in ihre Erkenntnis. Das Konzept der *Wahrheit* wechselt damit die Kategorie von einer letztbegründenden zu einer politischen: Jede Gesellschaft gibt sich selbst eine Ordnung, anhand derer ihre Mitglieder beurteilen, was sie als *wahr* fungieren lassen. Weil sie sich selbst absprechen, diese Ordnung reflektieren, begründen und gestalten zu können, war das 20. Jahrhundert für die Wirtschaftswissenschaften meistens eine Epoche der epistemologischen Entmündigung. Die Rückgewinnung akademischer Autonomie erfordert ein neues Selbstverständnis des Faches, damit es sich als eine Wissenschaft *selbstbestimmt* begründen kann.

»Das wesentliche politische Problem für den Intellektuellen [w/m/x; LH] ist nicht, die ideologischen Inhalte zu kritisieren, die mit der Wissenschaft verbunden wären, oder dafür zu sorgen, dass seine wissenschaftliche Praxis mit einer richtigen Ideologie einhergeht, sondern zu wissen, ob es möglich ist, eine neue Politik der Wahrheit zu konstituieren. Das Problem ist nicht, das ›Bewusstsein‹ der Leute oder das, was sie im Kopf haben, zu verändern, sondern die politische, ökonomische und institutionelle Produktionsordnung der Wahrheit.« (Foucault 2009a: 212)

Die modernen Wirtschaftswissenschaften haben im Zuge einer allgemeinen gesellschaftlichen Verwissenschaftlichung im 20. Jahrhundert von ihrer Wirkung zwar profitablen Gebrauch gemacht, sie jedoch theoretisch stets geleugnet und gesellschaftlich nicht verantwortlich. Ich insistiere darauf, dass wir uns diesen akademischen Standpunkt im Angesicht gegenwärtiger Krisenerscheinungen und Verwerfungen nicht länger leisten sollten. Dies ist keine Meinungsfrage und auch keine Methodenkritik, sondern resultiert aus dem Befund, dass die Distanznahme von Wissenschaft zur Wahrung von Wert-

freiheit immer schon ein Irrtum gewesen ist. Er basiert auf der Kulturgeschichte einer von weiteren Zumutungen der Lebensführung befreiten Funktionselite, die um des Denkens willen denkt. Sie hält den Zweifel und die Skepsis hoch, kehrt gleichwohl nicht vor der eigenen Tür: Just im Ausruf, alles hinterfragen zu müssen, reproduziert sie eine unhinterfragte Wissenschaftstheorie.

Worauf es heute ankommt, ist gegenläufig eine Demokratisierung von beidem: dem Wissen und der Organisation der Produktion desselben, was weder eine Verzwecklichung von Wissenschaft bedeutet noch den Verlust methodischer Strenge. Wirtschaftswissenschaft ist hohen methodischen Standards verpflichtet und arbeitet niemandem zu – ihre Strenge wie Unabhängigkeit sind Errungenschaften, die unbedingt zu bewahren oder wieder herzustellen sind. Das Spannungsfeld aus Demokratisierung und Unabhängigkeit von Wissenschaft lässt sich nur produktiv verhandeln als reflexive Politik der Wahrheit innerhalb der Wirtschaftswissenschaften. Gemeinsam mit anderen gesellschaftlichen Akteur:innen können sie befähigen und die Herausbildung eines politischen Willens *bilden*, das heißt die Selbstgestaltung der Gesellschaft klüger, reflektierter und wissenschaftsbasierter machen. Für die weitere Untersuchung bedeutet diese Demokratisierung: Die Chiffre einer *besseren Gesellschaft* kann analytisch nur als Krisenbewältigung bestimmt werden und erfordert in weitergehender Entfaltung die empirische Zuwendung als Substantiierung des jeweiligen *Modus Operandi* dieser Bewegung.

Im Wechselspiel aus sowohl miterzeugten wie auch mitbegründeten Wirkungen werden BWL und VWL heute zunehmend widerspruchsvoller. Diese Entwicklung lässt eine Wissenschaft, die nach Eindeutigkeit und Optimierung strebt, mithin ein Drittes vehement ausschließt – *tertium non datur*, hilflos zurück. Diese Hilflosigkeit ist historisch. Aber sie ist keine Zwangsläufigkeit. Ich behaupte: Damit die Wirtschaftswissenschaften relevanter werden können – und gesellschaftlich werden sie gegenwärtig mehr denn je gebraucht, um Auskunft darüber zu geben, wie eine nachhaltige Versorgung mit dem Erforderlichen möglich wird – müssen sie eine *reflexive Wissenschaft* werden, das heißt, ihre eigenen begrifflichen Bedingungen zur Disposition stellen lernen, statt Gewinn und Nutzen prinzipiell zu affirmieren.

»Begriffsbestimmungen und -operationalisierungen, Hypothesenvermutungen usw. sind also – Wertfreiheit hin, Wertfreiheit her – Hebel, mit denen Grundsatzentscheidungen über gesellschaftliche Zukunft ausgetragen werden. Das heißt: Entscheidend dafür, ob die Wissenschaften zur Selbstkontrolle und Zählung ihrer praktischen

Risiken beitragen, ist nicht, ob sie über ihren eigenen Einflußradius hinausgreifen und sich um (politische) Mitsprachen und Mitwirkungen bei der Umsetzung ihrer Ergebnisse bemühen. Wesentlich ist vielmehr: *welche Art von Wissenschaft bereits im Hinblick auf die Absehbarkeit ihrer angeblich unabsehbare Nebenfolgen betrieben wird.*« (Beck 1986: 289f.; Hervorhebung im Original)

Auf der Ebene wirtschaftswissenschaftlicher Theoriebildung ist die *Unternehmung einer besseren Gesellschaft* insofern kein epistemologisches Erfordernis im strengen Wortsinn; sie ist in Lehre wie Forschung eine Frage der Verantwortung. Sie richtet sich an das praktische Tun der die Theorien mitentwickelnden Wissenschaftler:innen, spielt also auf der Klaviatur von Bildungs- und Wissenschaftspolitik. Der politische Wille, der sich in diesem neuen Typ Wissenschaften kundtut, ist nicht Verzwecklichung oder Indienstnahme von Wissenschaft, sondern ihre Versinnlichung. Das hat Auswirkungen auf das Selbstverständnis als Wissenschaftler:in und dementsprechend auch auf eine Neuorganisation der akademischen Arbeitsabläufe und Institutionen, also sämtlicher Kulturtechniken, in denen sich fachdisziplinäre Mitspielfähigkeit dokumentiert.

Dass Wissenschaft sich selbst zum Thema macht, die eigenen Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis konsequent zur Disposition stellt, also Zweifel und Dogmatik verschmelzen, hat Ulrich Beck ebendort eine *reflexive Verwissenschaftlichung* genannt. Sie markiert keinen Selbstbezug als Eskapismus, sondern eine Selbstthematisierung als Öffnung zur Gesellschaft. In vielen Gesellschaftswissenschaften hat sie in den 1970er- und 1980er-Jahren stattgefunden. Die Wirtschaftswissenschaften manövrieren indessen auch ein halbes Jahrhundert später noch mehrheitlich im Modus einer *primären Verwissenschaftlichung* des Ökonomischen. Ich nenne sie *präreflexive Wirtschaftswissenschaft*. Ihr gilt Wissenschaft als diejenige Instanz, welche *die Wahrheit* bekanntgibt, sowie und insofern sie die Gesetze und Sachzwänge entdeckt hat. So lehren und forschen die Wirtschaftswissenschaften und setzen die Geltung ihrer Begriffe, häufig uneingestanden, immer schon voraus. Ihnen gelten die Begriffe *Arbeit*, *Unternehmung*, *Wirtschaft* oder *Gewinn* als gegeben und unveränderbar im Rahmen einer aus aller Zeit geschlagenen Wissensordnung, die im Zeitverlauf ihre historische Begründung verloren hat. Indessen: »Angewöhnung geistiger Grundsätze ohne Gründe nennt man Glauben« (Nietzsche 1900: 215).

Die Volks- genauso wie die Betriebswirtschaftslehre müssen daher lernen, dass es integraler Bestandteil der eigenen Disziplin ist, sich mit den Grundannahmen, Voraussetzungen und Grenzen des Faches zu befassen. Der deut-

lichste Indikator der Präreflexivität ist der vielfach beobachtbare Reflex, solche Fragen an andere Disziplinen zu delegieren und dem eigenen Fach – *O tempora o mores!* – damit die Selbstbestimmung zu nehmen, insofern es sich, in eigener Terminologie, durch die *make or buy* Entscheidung in Bezug auf eine Wissenschaftstheorie in ihren epistemologischen Grundfesten von anderen Fächern *abhängig* macht. Die *allgemeine* Beschäftigung mit Wissenschaft mag jenen Disziplinen überlassen werden, die sich dazu berufen fühlen. Doch die *konkrete* Beschäftigung mit der *eigenen* Wissenschaft ist als Begriffsgeschichte Teil der *jeweiligen* Fachdisziplin selbst – soweit diese an einer souveränen Wissensproduktion ein Interesse hat.

Der Übergang zu einer reflexiven Wirtschaftswissenschaft erfordert, nicht nur *mit* Begriffen zu forschen, sondern auch *über* sie nachzudenken und *an* ihnen zu arbeiten.⁶ Reflexivität ist eine Bewegung aus dem Fach und über das Fach hinaus auf seine Wirkungen und zurück in das Fach hinein. Diese reflexive Schleife ist dekonstruierend, aber nicht destruktiv. Sie hat die positive Absicht, die Grenzen des Faches zu verschieben, *zu lernen*, um es als Fach für die Zukunft aufzuheben. Das transversale Verlassen der eigenen Disziplin führt nicht in ein wissenschaftliches Vakuum, es erfordert interdisziplinäre Mitspielfähigkeiten als Bedingungen für Disziplinarität. In reflexiver Verwissenschaftlichung sind Ökonom:innen vor die Herausforderung gestellt, Gesellschaftsanalyse und Kulturkritik im Hinblick auf ihren eigenen Gegenstand – Wirtschaft – zu betreiben, statt ihn entweder in der einzelwirtschaftlichen Betrachtung zu isolieren oder in der gesamtwirtschaftlichen Betrachtung zu einer unterschiedslosen Masse zu homogenisieren. Reflexivität rückt Disziplinen zusammen und alle gemeinsam dichter an die gesellschaftliche Praxis.

In dem Maße, in dem das Denken historischer wird, weil es eine Schleife über die eigene Wissenschaftspraxis dreht und den Sinn der eigenen Begriffe prüft, die nicht mehr um ihrer selbst willen da sind, geraten auch die Verän-

⁶ Ideengeschichtlich ist das Festhalten an einer präreflexiven Verwissenschaftlichung des Ökonomischen durch den wirtschaftswissenschaftlichen Mainstream nachgerade zynisch. Denn die Entwicklung des Faches charakterisiert sich *gegenläufig* zu anderen Gesellschaftswissenschaften als Bewegung *weg* von einer reflexiven, *hin* zu einer präreflexiven Verwissenschaftlichung. Reflexivität fiel in den Wirtschaftswissenschaften erst der Verleugnung und dann dem Vergessen anheim. Mit die ersten, die konsequent eintraten für eine reflexive Wirtschaftswissenschaft waren der gesellschaftskritische Unternehmer Friedrich Engels und – erst durch ihn wesentlich inspiriert – Karl Marx in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

debarkeit und die Vorläufigkeit unterschiedlicher gesellschaftlicher Selbstgestaltungen in den Blick.

»So wird in reflexiver Verwissenschaftlichung systematisch der ›Sachzwang-Schleier weggeforscht, der in der Phase primärer Verwissenschaftlichung über alle Bedingungen und Akteure der Modernisierung und Industrialisierung gezogen wurde.« (Beck 1986: 291)

An die Stelle von *TINA* tritt *TAMARA*. Die Behauptung *there is no alternative* wird ihrer Unwahrhaftigkeit überführt, indem erkannt wird: *There are many and real alternatives*. Diese Erkenntnis entsteht, weil auch in methodischer Hinsicht die Thematisierung, Erforschung und Ermöglichung von Zukunft, mindestens jedoch das Mitdenken möglicher Nebenfolgen der eigenen Postulate für die korrespondierenden Zukünfte in den Blick kommt.

Die ökonomischen Anteile an und Beiträge zu dem *Vergehen* einer alten und dem *Entstehen* einer neuen Zeit, einer anderen Zukunft, erfordern Veränderungen auf drei Ebenen. Ulrich Beck (1986: 292) hat sie als Dimensionen reflexiver Verwissenschaftlichung bestimmt. In ihrer forschungspraktischen Bewegung *weg von, hin zu* sind sie für die weitere Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften instruktiv:

- *Lernfähigkeit statt Wissensbeteuerung*: weg von dem Glauben an die Gültigkeit der Begriffe, hin zu einer fragenden Haltung des Verstehenwollens von Wirtschaft und Gesellschaft.
- *Involvierung statt Spezialisierung*: weg von dem Selbstbezug wissenschaftlicher Diskursräume, hin zu einer verantwortungsvollen Mitgestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft.
- *Ursachenbeseitigung statt Symptombehandlung*: weg von der kleinteiligen Instandhaltung problematischer Praxis, hin zu der Ermöglichung einer grundlegend anderen Wirtschaft und Gesellschaft.

Unter welchen Bedingungen können Wirtschaftswissenschaften in Bezug auf die eigenen Grenzen des Faches Lernfähigkeit entwickeln, sich in das praktische Geschehen involvieren und schließlich Probleme an ihren Ursachen lösen? Welche Auswirkungen hat das auf die ökonomischen Grundannahmen und Voraussetzungen? Von welchen Ausgangspunkten her und mit welchen Zugängen müsste ökonomisches Denken die Welt traktieren?

Die konzeptionelle Grundlegung einer Wirtschaftswissenschaft, die solchen Fragen nachgeht, indem sie die Unternehmung einer besseren Gesellschaft schaffen hilft, ist das Ziel dieser Studie. Diese dann reflexive Wirt-

schaftswissenschaft weiß: Zukunft ist das, was uns historisch je möglich erscheint, das heißt, sie ist offen, also noch anders möglich – es liegt in unserer Verantwortung als Wissenschaftler:innen, sie gemeinsam mit der Gesellschaft transparent, reflektiert und begründet zu gestalten. Als *basso continuo* begleitet diese politische Maxime die weitere Untersuchung.

Der Aufbau der Untersuchung

Die Studie ist der Versuch, die wissenschaftstheoretischen Grundierungen der Wirtschaftswissenschaften einer Grundlagenreflexion zu unterziehen. Dies ist kein Anliegen, das durch den Anspruch von Vollständigkeit an Wert oder Aussagekraft gewinnen würde. Es geht darum, problematische Entwicklungen zu verstehen und mögliche Umgangsweisen mit diesen Problemen zu begründen, was es nicht erforderlich macht, möglichst umfassend die empirischen Erscheinungen dieser Entwicklungen zusammenzutragen. Als Grundlagenreflexion steht die Studie für sich. Sie zielt in transformativer Absicht auf eine Analyse der ontologischen, epistemologischen sowie methodologischen Prämissen und Bedingungen der Wirtschaftswissenschaften, respektive wesentlicher Teile von ihnen. Dieser Gegenstandsbereich wird in den herrschenden Wirtschaftswissenschaften eher vernachlässigt, ist gleichwohl fundamental im deutlichen Wortsinn, weil es ohne ihn keine Wissenschaft und auch kein außerwissenschaftliches Denken geben kann.⁷

- *Ontologie* (altgriechisch: *ón* = *seiend* und *lógos* = *Lehre*; Lehre des Seienden) nenne ich die begründungsbedürftige Summe der *Weltverständnisse* davon, was sein kann.
- *Epistemologie* (altgriechisch: *epistéme* = *Erkenntnis* und *lógos* = *Lehre*; Lehre der Erkenntnis) nenne ich die begründungsbedürftige Summe der *Erkenntnistheorien* darüber, wie Wissen entsteht.
- *Methodologie* (altgriechisch: *méthodos* = *Weg zu etwas hin* und *lógos* = *Lehre*; Lehre von den Wegen) nenne ich die begründungsbedürftige Summe der *Weltzugänge*, wie ein Verstehen organisiert wird.

⁷ Im weiteren Verlauf verwende ich die Begriffe *Weltverständnis* synonym zu *Ontologie*, *Erkenntnistheorie* synonym zu *Epistemologie* und *Weltzugang* synonym zu *Methodologie*. Siehe zudem Rainer Hegenbart (1984) für eine nicht begriffliche, sondern nur etymologische Einführung.

- *Methodik* (altgriechisch: *methodiké* = *Kunst des planmäßigen Vorgehens*) nenne ich die begründungsbedürftige Summe des *Umsetzungswissens* zum praktischen Einsatz von Methoden.

Es ist nicht austauschbar oder egal, weil es einen grundsätzlichen Unterschied macht, ob wirtschaftswissenschaftliches Denken ausgeht von einer Ontologie aus Harmonie oder Ambivalenz, die daraus abgeleitete Epistemologie von Eindeutigkeit oder Ambiguität her entworfen ist, sodass die Methodologie schließlich kognitivistisch oder kulturalistisch konzipiert wird, was methodisch eine Regressionsanalyse oder einen ethnografischen Mitvollzug als sinnvoll erscheinen lässt. Ergänzend zu diesen Zusammenhängen verwende ich den Begriff der *Wissenschaftstheorie* als einen Sammelbegriff für das Zusammenspiel der Gesamtheit dieser Fragen inklusive der Haltung, mit welcher sie als Subjektform Wissenschaftler:in historisch institutionalisiert und inkorporiert realisiert wird.

Das forschungsmotivierende Desiderat liegt in der Beobachtung, dass die dieser Gesamtheit an wissenschaftstheoretischen Aspekten nachgängige Beherrschung wissenschaftlicher Methodiken zunehmend eine Ontologie normalisiert, die in forschersicher Fragmentierung der Gegenwart die Gestaltbarkeit von Zukunft aus dem Blick verloren hat. Wenn Gesellschaften das Träumen verlernen, weil über das Antrainieren von Kalkülen und Eigennutz ihrer Mitglieder Empathie, Sehnsüchte und Leidenschaften verkümmern, entstehen zwar Rationalisierungsgewinne – die effizientere Gesellschaft ist jedoch nicht zwangsläufig die bessere Gesellschaft. Welche Wirtschaftswissenschaft kann stattdessen zu ihr befähigen?

Der methodische Zugang

Das Vorgehen der Studie basiert auf der historischen Methode der *Dekonstruktion*. Einen Begriff oder eine präbegriffliche Idee – konkret: die Unternehmung einer besseren Gesellschaft – zu dekonstruieren, bedeutet, ihre Bedingungen der Möglichkeit zu explizieren. Es geht um eine *Aufhebung der Begriffe*, sodass diese dem Leben dienen, statt es bestimmen oder es gar unterdrücken.⁸ Neben den impliziten Prämissen werden auch die historischen

⁸ Das Konzept der *Aufhebung* geht auf Georg W. F. Hegel (1833: 110) zurück und bedeutet den Vorgang, eine Idee an ihren Platz zu stellen: »Was sich aufhebt, wird dadurch nicht zu Nichts. Nichts ist das Unmittelbare; ein Aufgehobenes dagegen ist ein Vermitteltes, es ist das Nichtseiende, aber als Resultat, das von einem Sein ausgegangen ist; es hat daher die

Neusetzungen, Ersetzungen und Versetzungen aufgeklärt, die als implizite Empirien die Begriffe unhintergebar bedingen.

Der praktische Sinn der Studie liegt damit darin, die Grenzen ökonomischen Denkens zu Bewusstsein zu holen, »die Grenzen der Begriffe und der Werte, die sich (im Laufe dieser Geschichte) durchgesetzt und sedimentiert haben, die mehr oder weniger lesbar sind, die in höherem oder in geringerem Maße vorausgesetzt werden« (Derrida 1996: 40). Dieses Anliegen ist nicht zerstörerisch, sondern archivarisch, einordnend und schöpferisch. Es bedeutet, das Vorgefundene weder fallenzulassen noch zu konservieren, sondern es als Beobachtung zweiter Ordnung (Luhmann 1993), die sich auf »theoretische Empirie« (Kalthoff u.a. 2008) richtet, an seinen Platz zu stellen, damit es für die Zukunft aufgehoben ist. Die Kritik der Methode richtet sich nicht auf die Vergangenheit, mit deren Dokumenten sie sich auseinandersetzt, sondern trifft die Gegenwart und die heute anzufindenden *Verwendungsweisen* und *Behandlungsarten* der jeweiligen Dokumente; ihre Absichten sind *positiv* (Heidegger 1967: 22f.).

Der besondere Reiz dieses Vorgehens liegt darin, die Binnenspiele spekulativer Wirtschaftsbegriffe zu übersteigen. An die Stelle expertokratisch begründeter Glaubenssätze treten die praktisch wirksamen und insofern bedeutsameren Vorstellungen und Wahrnehmungsformen derer, die unmittelbar betroffen sind. Das dekonstruierende Vorgehen der Untersuchung ist also *rigoros* insofern, als es, statt eine synthetische Distanz zu konstruieren, möglichst *eng* den Phänomenen selbst auf der Spur ist. Das hat Auswirkungen auf den Duktus und Stil der Sprache, die nicht der Ideologie *distanzierter* Wissenschaft folgen, deren abstrakte Terminologie konstruierte Ferne bedeutet, die reales Leid verklärt statt aufklärt und in diesem Sinne unpräzise ist.

Denken, insofern auch alle Theoriebildung ist auf Sprache angewiesen, und Sprache beruht auf Metaphern (Ortony 1993), die nicht deskriptiv sind, sondern performativ, mithin Gesellschaft gestalten (Laclau 2014). Aus dem altgriechischen *metaphorá* bedeuten sie wörtlich *Übertragung*. Es geht darum, einen unbekanntem Zusammenhang verständlich zu machen, indem er übertragen wird auf bekannte Erfahrungen. Auch eine sterile, nüchterne, unauf-

Bestimmtheit, aus der es herkommt, noch an sich. Aufheben hat in der Sprache den doppelten Sinn, daß es so viel als aufbewahren, erhalten bedeutet, und zugleich so viel als aufhören lassen, ein Ende machen. Das Aufbewahren selbst schließt schon das Negative in sich, daß etwas seiner Unmittelbarkeit und damit einem den äußerlichen Einwirkungen offenen Dasein entnommen wird, um es zu erhalten.«

geregte oder wertfreie Sprache ist metaphorisch. Ihre Metaphern haben lediglich einen anderen Schauplatz, von dem spezifische Rationalitäten und Zusammenhänge *übertragen* werden: das weltfremde Labor oder die gesetzmäßige Mechanik. Beide Metapher-Settings sind bei näherer Betrachtung unbrauchbar, wenn es darum geht, reale Probleme ökonomischer Unternehmungen zu verstehen.

Weil im Fluchtpunkt der Untersuchung die Dublette aus Analyse und Katalyse der Bedingungen der Unternehmung einer besseren Gesellschaft steht, arbeite ich bisweilen mit einer Terminologie, die gemeinhin für wissenschaftliche Kontexte ungewöhnlich scheinen mag, jedoch epistemologisch begründet ist: als die Ablehnung, eine Verharmlosung der Problemlagen durch Verschleierung der Ursachen zu organisieren. Es bleibt eine zentrale Herausforderung zeitgemäßer Forschung, eine wissenschaftliche Sprache zu kultivieren, die hohen methodischen Standards verpflichtet bleibt, ohne ein Schweigen über die jeweiligen Ursachen und Verursacher:innen der in Augenschein genommenen Phänomene zu institutionalisieren. Diese Entwicklung und diese Begründung eines neuen Vokabulars beginnen als Grundlagenreflexion.

Das spiralargumentative Vorgehen

Reflexive Verwissenschaftlichung bereitet sich selbst die Zumutung, sich nicht nur eigens zum Thema zu machen, sondern sich zeitgleich auch selbst theoretisch ernst zu nehmen. Der Aufbau dieser Arbeit ist daher abgeleitet aus derjenigen Ontologie sowie derjenigen Epistemologie, die erst im Verlauf der Arbeit entwickelt werden. Weil die Arbeit sich selbst thematisiert, kann sie aus erkenntnistheoretischen Gründen nicht gegliedert sein wie die methodenzentrierte Dokumentation eines naturwissenschaftlichen Experiments im Labor mit klarem Versuchsaufbau und festem Ablaufplan, das heißt im Fünfschritt aus Theorie, Methodik, Ergebnisse, Diskussion und Fazit. Ihr Aufbau kann auch nicht im klassischen Sinne einer *linearen* Logik folgen, sondern muss *spiralargumentativ* konzeptualisiert sein, ähnlich einem hermeneutischen Zirkel (der eigentlich eine in die Höhe wachsende Spirale ist, siehe Klafki 2001: 145).

Spiralargumentation bedeutet keine Wiederholung des Gesagten, sondern eine schrittweise Kontextualisierung des Arguments im Sinne *reflexiver Verwissenschaftlichung*, die wiederholt aus dem Fach austritt, auf das Fach blickt und in das Fach zurückkehrt. Mit jeder Schleife der Spirale wird das